

terarischer Texte zu kürzen und dafür andere Abschnitte zu erweitern. So fehlen etwa die qualitätsvollen Beiträge von Frauen wie Eva Zeller, Friederike Mayröcker, Ingeborg Bachmann und anderer im Abschnitt zu den Psalmen (dafür gibt es zum Glück die kenntnisreiche Sammlung von Paul Konrad Kurz). Peter Handkes irritierende „Lebensbeschreibung“ ist (in diesem Fall ohne Kenntlichmachung) gnadenlos gekürzt worden, und bemerkenswerte Beiträge gerade zum zweiten Testament etwa von Kurt Marti, Patrik Roth oder Michael Köhlmeier und Nikolaus Glattauer sind ohne Erwähnung geblieben.

Dennoch hat Bertram Kircher einen wichtigen Beitrag geliefert, der bezeugt, wie unterschiedlich Literatur wirkt. Ein Wort noch zum Titel dieser Blütenlese: Der Ausdruck „Dichter“ im Titel des Buches wirkt etwas abgedroschen und verweist auf ein eher einseitiges Literaturverständnis.

*Linz*

*Helmut Sturm*

♦ Lehr-Rosenberg, Stephanie: „Ich setzte den Fuß in die Luft, und sie trug“. Umgang mit Fremde und Heimat in Gedichten Hilde Domins. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2003. (413) Kart.

Angst vor dem Fremden und Suche nach Beheimatung gehören unbestreitbar zu den Grundbewegungen menschlichen Lebens. Stephanie Lehr-Rosenberg hat in vorliegender Untersuchung, die 2001 als Habilitationsschrift von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Würzburg angenommen wurde, diese komplexe und bedrängende Thematik aufgegriffen und durch eine eingehende Interpretation der Lyrik Hilde Domins in einen faszinierenden, wenngleich auch bedrückenden Horizont gerückt: In die Schnittstelle zwischen dem dichterischen Werk einer großen Dichterin des 20. Jahrhunderts, deren Leben sehr einschneidend durch Flucht und Exil geprägt war, und den existentiellen und theologischen Fragen nach der „Heimat“, in der sich ein Mensch angenommen und geborgen fühlen darf.

Die vordringliche Erfahrung von Fremdheit, mit der sich Menschen in der modernen Gesellschaft auseinandersetzen müssen, hat die Dimension „biographischer Unsicherheit“ (21). Diese – von Enttraditionalisierung und Individualisierung geprägte – „Wahrnehmung eigener Fremdheit“ (30) stellt allerdings nicht nur eine

Bedrohung dar, sondern kann dazu führen, die eigene Identität stärker auszubilden sowie soziale Kompetenz zu erwerben. Die jüdisch-christliche Tradition, davon ist Stephanie Lehr-Rosenberg überzeugt, löst das Fragmentarische und Befremdliche des Lebens nicht auf, sondern befähigt dazu, es auszuhalten und anzunehmen: „Indem Religion nicht zur Beschwichtigung wird, sondern die kritische Unruhe über eine als kritisch erfahrene Welt wachhält, trägt sie zur Entzifferung der Grenzerfahrungen und Schwellenerfahrungen auch des modernen Menschen bei und ermutigt ihn zum Aufbruch aus dem Vertrauten und zu einem angstfreieren Umgang mit Unsicherheit und Fremdheit“ (47f).

Das Ziel dieser Studie besteht darin, durch eine Untersuchung ausgewählter Gedichte Hilde Domins danach zu fragen, „wie der Heimatverlust, Exil und Fremde und das Bemühen, sich angesichts dieses unwiderruflichen Verlustes neu zu beheimaten, zur Sprache kommen“ (79), um daraus „Orientierungsmodelle für den Umgang mit biographischer Unsicherheit auch in anderen, aber ähnlichen Lebenssituationen anzubieten“ (100, Anm. 209). Hilde Domin, 1909 in Köln geboren, zog mit ihrem Mann Erwin Walter Palm noch vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten nach Italien; von dort emigrierten beide 1939 nach England und schifften sich 1940 nach Santo Domingo ein – dem Land, das nicht nur die Vorlage für den Künstlernamen „Domin“ lieferte (vgl. 56, Anm. 114), sondern zum Inbegriff einer Existenz im Exil wurde. 1951 – kurz nach dem Tod ihrer Mutter – hatte Hilde Domin ihr erstes Gedicht geschrieben. Schreiben bedeutete ihr eine „Flucht aus der Heimatlosigkeit in die Sprache“ (65), eine Versprachlichung des Unsagbaren: „Ich habe Heimweh nach einem Land, in dem ich niemals war ...“, so beginnt ihr Gedicht *Auf Wolkenbürgschaft* (143). Auch Domins etappenweise Rückkehr nach Deutschland änderte am Charakter ihrer Texte als „Exillyrik“ (76) nichts; die Ambivalenz von Fremde und Heimat bleibt die Grundspannung ihres Werks.

Den größten Teil des Buches macht die Interpretation von insgesamt 45 Gedichten aus (105–384). Die Fähigkeit Hilde Domins, die „Erfahrung von grenzenloser Entfremdung in Worte zu fassen“ (122), hat zu einer bewegenden, ja erschütternden Sprachform geführt, die den Nerv des Erlittenen trifft, aber – trotz Schmerz und Sinnlosigkeit – einen Horizont

der Hoffnung offenlässt, der letztlich durch die „lebenswichtige Utopie von Heimat“ (148) ermöglicht wird. Domin's Texte „lösen“ nichts: „Die Entwurzelung wird erlitten und hat doch nicht das letzte Wort“ (185). Was sich allerdings ereignen kann, ist „Verwandlung“ (187), zum einen durch die Erkenntnis, „dass Menschsein schlechthin unter dem Zeichen der Heimatlosigkeit steht“ (250), zum anderen durch den „Abschied von Illusionen“ (320), die im Wunsch bestehen, in die „heile Vergangenheit“ zurückzukehren. Wenn ein Mensch irgendwo „zu Hause“ sein kann, dann nur aufgrund „der paradoxen Fähigkeit, im Ortlosen Heimat zu finden“ (268). In Rückkehr der Schiffe bringt Domin diese Utopie ins Wort: „Aber nichts stirbt ganz. Schläft nur in dir, dem fast Toten. Alles kann wiederkehren. Nicht so. Aber doch, auf seine Art, wiederkommen“ (294).

Stephanie Lehr-Rosenbergs Studie ist ein eindrücklicher Beitrag nicht nur zur Würdigung einer bedeutenden zeitgenössischen Dichterin, sondern zur theologischen Aufarbeitung von Fragen, die ohne Zweifel die menschliche Existenz im Innersten bewegen – mit und ohne konkrete Exilserfahrungen. Wenn Hilde Domin – im Rückblick auf Zeiten der Angst und der Bedrohung – in einem Brief an Christine Lavant von einer Erfahrung der „Gnade“ sprach und dafür die Formulierung fand: „Ich setzte den Fuß in die Luft und sie trug“ (65, Anm. 127), ist dadurch eine Hoffnung zum Ausdruck gebracht, die dem Menschen in einer gnadenlosen Welt fast unglaublich erscheint: „Doch fast erschreckt ihn der Trost, wenn sich ein sichtbarer Flügel wölbt, sein zitterndes Licht zu beschützen“ (Gegenwart [232]).

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

♦ Gojny, Tanja: *Biblische Spuren in der Lyrik Erich Frieds. Zum intertextuellen Wechselspiel von Bibel und Literatur.* (Theologie und Literatur 17) Matthias Grünewald, Mainz 2004. (556).

Mit dieser umfassenden Arbeit lässt sich eine versierte (evangelische) Theologin und Germanistin auf das umfassende Lyrik-Œuvre von Erich Fried ein, und damit auch auf die Gestalt dieses wortgewandten und zugleich so packenden und kritischen Denkers und Formulierers.

Es geht bei ihm allemal um existenzielle Themen, freilich immer auch im politisch-aktu-

ellen Kontext: also um Krieg und Frieden, nicht weniger aber auch um Liebe in ihren konkreten Facetten. Es konnte dabei nicht ausbleiben, dass sich dieser scharfe Geist auch mit den Themen und der Problematik von Religion befassete – ohne sich selber einer religiösen Gruppierung zugehörig zu fühlen. Biblische Bilder und Gleichnisse, Figuren und Konstellationen (samt ihrer jahrtausendealten Wirkungsgeschichte) erweisen sich dabei als Impulsgeber wie als Reibebäume.

Die Verfasserin weiß mit den heutzutage erfordernden Verfahren (bes. der „Intertextualitätstheorie“) an die (biblischen) Spuren heranzugehen. Sie untersucht in der Hauptsache zwei atl. Felder, nämlich die Sintfluterzählung und die Mosesfigur, und im ntl. Textbestand die „Rezeption von Jesusworten“; darin werden Heils- und Unheilserfahrungen, Untergangsszenarien und Hoffnungszeichen aufgespürt; die Auseinandersetzung mit Gewalt und Pazifismus wird reflektiert. Bisweilen mutet manches Durchkneten einer Jesuspunkte in einem Fried-Gedicht wie penetrante Wortklauberei an; zumeist tut sich aber mit solcher Verfremdung eine ganz unerwartete Perspektive auf, die das übliche Denken, Fühlen und Handeln (gerade auch der Gläubigen) desavouiert; das gilt beispielsweise auch für das viel strapazierte Gedicht „Marienlegende“ (aus „Die Freiheit, den Mund aufzumachen“ [1973]; behandelt hier 229–233), das den frommen Gemütern als blasphemisch erscheint, und das doch so vieles an Emotionen aufzudecken vermag!

Fried befasste sich schon frühzeitig mit seinen eigenen (jüdischen) Wurzeln, freilich auch damals schon provokant-kritisch (insbesondere gegenüber jeglichem machtlüsternen Zionismus); der Gedichtband „Höre Israel“ (1974) legt dafür beredt Zeugnis ab; auf über 80 Seiten beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit der angesprochenen Gedichtesammlung.

Die umfangreiche Untersuchung wurde 2003 an der theologischen Fakultät in Erlangen als Dissertation approbiert; das theologische Interesse wird mehr als erwartbar thematisiert. Im letzten Abschnitt wird nochmals präzise abgeklärt: Welche Funktion kommt den biblischen Bezügen in einem solchen Lyrik-Opus zu (zwischen Gedächtnisfunktion und „Spiel“)? Das Resümee (431–492) wird auf eine spannende Formel gebracht: „Gedichte mit biblischen Spuren – eine andere art der Auslegung“ – dabei ist art kursiv geschrieben, als Verweis auf etwas